

10. Freitagbrief (1.09.2006).

Liebe Leserinnen und Leser unserer „Freitagbriefe“, zum heutigen Antikriegstag, dem 67. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges, tragen wir eine Bitte vor. Senden Sie den Brief von Nikolaj Beljak an Freunde, Bekannte, Kollegen. Seine Schilderung gleicht den millionenfachen Schicksalen sowjetischer Kriegsgefangener, von denen der deutsche Gesetzgeber meint, es handle sich um „allgemeines Kriegsschicksal“. Damit wird der Ausschluss dieser NS-Opfergruppe von jeglicher Begünstigung begründet. Herr Beljak ist einer von etwa 20 000 ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen, die vergebens Anträge auf eine „humanitäre Geste“ der Bundesregierung und der deutschen Wirtschaft stellten. E.Radczuweit

Beljak Nikolaj Pavlovitsch
Ukraine 74842
Gebiet Charkow
Bezirk Kahovskij
Beljak Nikolaj Pavlovitsch.

Guten Tag, sehr geehrte Frau Hilde Schramm und Herr Eberhard Radczuweit sowie andere Vereinsmitglieder,

am 20. Januar 2005 habe ich Ihren Brief erhalten. Ich bedanke mich für Ihre Achtung und Sorge. Mein oberstes Gefühl ist jetzt Dankbarkeit. Ungeachtet dessen, dass ich Sie nicht kenne, wollte ich ganz aufrichtig Sie als meine engen Freunde bezeichnen. Seien Sie nicht böse, dass ich so schreibe.

Auf Ihre Bitte hin will ich über meine Vergangenheit und meine Gegenwart berichten.

Ich bin während der Kriegszeit in einer Bauernfamilie (1. Weltkrieg und Bürgerkrieg, d.Ü.) geboren. Russland lag damals in Trümmern. Es gab Hunger. Vor dem Großen Vaterländischen Krieg arbeitete ich in einem Kolchos als Hilfsarbeiter. Am 19. August 1941 bin ich in die Armee einberufen worden. Zuletzt diente ich in einer Panzerabweereinheit. Am 10. Juni 1942 wurde ich in der Nähe des Dorfes Korobotschkino im Gebiet Charkow gefangen genommen. Ich habe gesehen, wie unmenschlich und bestialisch die Soldaten Hitlers sein konnten.

Zu meiner Gefangennahme: Bei der Explosion eines deutschen Geschosses wurde ich verletzt. Als ich wieder zur Besinnung kam, half ich meinem Kameraden auf die Beine zu kommen, weil er bei der Explosion seine rechte Hand verloren hatte. Neben uns standen schon die deutschen Soldaten. Mein Kamerad wurde auf der Stelle aus der Maschinenpistole erschossen. Diejenigen russischen Soldaten, die noch laufen konnten, wurden von den Deutschen in ein vorbereitetes Lager zusammengetrieben. Der Rest wurde sofort erschossen.

In diesem Lager gab es etwa 1000 Männer. Die Deutschen haben unsere Uniformen und Schuhe beschlagnahmt. Es regnete sehr stark. In drei Tagen war es im Lager schmutzig und kalt. Die Gefangenen buddelten Unterkünfte, saßen ganz eng beieinander und wärmten sich auf diese Weise. Am nächsten Morgen waren viele schon tot. Außerhalb des Lagers haben die Gefangenen lange Gruben gegraben und dort die Leichen bestattet.

Hitlers Soldaten haben die Gefangenen nicht ernährt. Es gab sogar kein Trinkwasser. Wir tranken Regenwasser, das wir auffingen. Nach etwa acht Tage verpflegten uns die Deutschen mit einem

Fuhrwerk Kartoffelschalen und fauligen Kohlstrünken. Das wurde direkt auf den Boden geworfen. So war unser Essen binnen zwei Wochen.

Später mussten wir zu Fuß nach Charkow gehen. Das Wetter war sehr heiß. Wir waren völlig entkräftet. Einige blieben liegen. Sie wurden natürlich sofort erschossen. Ich habe noch ein Bild im Gedächtnis: Auf dem Weg gab es einen Graben voller Regenwasser. Die Gefangenen liefen dorthin, um schnell zu trinken. Sie wurden auch erschossen. Diese Barbarei war einfach unendlich. Die Faschisten haben uns oft grundlos, aus Spaß oder Neugier erschossen. Als wir die Stadt Tschugujew im Gebiet Charkow erreichten, sollten wir ein Flüsschen überqueren. Da gab es eine etwa 30 Meter lange Brücke. Als wir die Brücke betraten, steuerten die Faschisten ihre Panzerfahrzeuge gezielt in die Menschenmenge. Jene, die in der Mitte der Kolonne gingen, waren platt gewalzt. Die Gefangenen, die am Rande standen, hatten mehr Glück. Meine Kameraden und ich sprangen runter und retteten unser Leben. (...) Die Überlebenden kamen nach Charkow und wurden zuerst ins Gefängnis „Cholodnaja Gora“ eingesperrt. Zehn Tage später mussten wir in Güterwaggons einsteigen. Es gab keine Sitz- oder Liegegelegenheit. Auf den Boden wurde jedoch ein Desinfektionsmittel gestreut. Die Deutschen hatten Angst, dass wir Infektionskrankheiten nach Deutschland mitbringen. Das Mittel stank während der Fahrt des Zuges. Das war ja unerträglich! Wir urinierten auf unsere Hemdenteile und atmeten durch diese selbst gebastelte Maske. Einige Gefangene erstickten, andere starben vor Hunger. Die Leichen blieben im Waggon bis zum ersten Zwischenhalt in Polen. Hier forderten uns die Deutschen auf, die Leichen rauszuwerfen und haben etwas trocknes Brot und Fisch zu uns rein geworfen.

Wir kamen nach Deutschland in ein Lager. Es war ein Lager, das wohl der Menschenvernichtung diente. Wir haben fast ausschließlich Speisereste gegessen. Zur Tagesration gehörte eine Art Würmersuppe mit Kohlresten. Mit diesem Essen konnte kein Mensch überleben. Jeden Tag haben die Gefangenen neue Leichen abtransportiert und außerhalb des Lagers in tiefen, langen Gruben bestattet. Die Totenträger waren häufig so erschöpft, dass sie selbst in die Gruben fielen. Die ohnmächtig gewordenen wurden lebendig mit den Toten zusammen zugeschüttelt.

Beim Abtransport zu einem anderen Lager bekam jeder Gefangene eine nummerierte Blechplakette. Meine Nummer war 6143. Die Faschisten haben uns nicht namentlich, sondern nach Nummern genannt. In diesem Lager, das im Volksmund „die Gruben“ hieß, wurden wir ein bisschen besser ernährt. Der Mensch konnte aber in diesem Lagere sowieso nicht lange verweilen. Wir waren gezwungen, im Wald zu arbeiten oder irgendwelche Tonnen zu schleppen. Nach eineinhalb Monaten, am 19. August 1942, wurde ich zusammen mit einer 20-köpfigen Männergruppe in ein anderes Lager überwiesen. Er war in Rotthausen, nahe Bochum und Essen.

Die ganze Zeit bis zur Befreiung des Lagers durch US-Amerikaner arbeitete ich im Bergwerk Nr. 8, 1200 Meter unter dem Meeresspiegel. Ich gehörte zur Brigade Nr. 204. Ich arbeitete sitzend auf Knien, weil die Grube nur 1,30 Meter hoch war. Die Arbeit war schwer, einfach unzumutbar. Als Folge der schlechten Ernährung starben viele Leute. Manche kamen nach einem Unfall ums Leben. Wie überlebte ich diese Hölle? Das weißt nur Gott. Ich bis Christ. Ich habe jeden Tage zu Gott gebetet, mir zu helfen. Vielleicht war es Zufall, dass ich am Leben geblieben bin. Ich weiß es nicht.

Ich der Berggrube Nr. 8 leistete ich Hilfsarbeit bei einem deutschen Kumpel. Ich musste die Kohle schaufeln. Ich war schwach und schaffte es nicht flink genug. Dieser Deutsche half mir. Andere nicht: wenn ein Gefangener zu langsam arbeitete, konnte er direkt in der Grube getötet werden.

„Mein“ Deutscher hat nicht nur geholfen, sondern auch für mich das Frühstück mitgebracht. Er hatte 30 Minuten Frühstückspause. Dank dieser Unterstützung wurde ich etwas kräftiger und konnte schon selbständig arbeiten. Wir haben 14 Monate zusammen gearbeitet. Der Deutsche hieß Hans. Seinen Nachnamen kenne ich leider nicht. Er hat mich „Nikola“ genannt.

Sie können mir glauben (oder nicht glauben): Hans war für mich der am nächsten stehende Mensch. Er war eine Art Hoffnungsfunke in meinem Leben. Als Hans in die Armee einberufen worden war, habe ich täglich zu Gott gebetet: „Lass ihn leben! Er soll nicht sterben!“ Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Vielleicht hat er Ehefrau und Kinder. Können Sie bitte den Wohnort von Hans ermitteln? Ich bitte sehr!

Als Hans in die Armee ging, weinte ich bitter. Ich verstand, dass ohne seine Patenschaft nicht zu überleben sei. Glücklicherweise arbeitete ich danach mit einem Belgier zusammen. Er war auch ein guter Mensch. Er gab mir zu essen, genauso wie Hans.

Im Mai 1945 haben uns die US-Amerikaner befreit. Sie haben uns menschlich behandelt. Es gab Kleidung, Essen und Waschgelegenheit. Vor der Übergabe an die russische Hoheit hat uns das amerikanische Kommando angeboten, in die USA oder nach Kanada zu übersiedeln. Ich habe es abgelehnt. Einige, darunter Offiziere der Sowjetarmee, nahmen das Angebot an.

Ich habe ungeduldig auf das Treffen mit den Bekannten und Verwandten gewartet. Ich freute mich sehr, dass nun letztendlich ein normales, friedliches Leben kommt. Ich habe mich geirrt. Nachdem man uns der sowjetischen Armee übergeben hatte, wurden wir ständig verhört und verfolgt. Jene Offiziere, die abgelehnt hatten, nach Amerika auszuwandern, verschwanden spurlos. Die NKWD-Mitarbeiter haben mir ständig die gleiche Frage gestellt: „Warum hast du dich nicht umgebracht? Warum bist du freiwillig in die Gefangenschaft gegangen?“ Erst nach Stalins Tod haben sie mich in Ruhe gelassen.

Zur Sowjetzeit wurden Kriegsveteranen hochgelobt. Uns wurde eine ausreichende finanzielle Unterstützung gewährt. In der unabhängigen Ukraine sind wir vergessen. Die Machtinhaber kümmern sich um uns nur am Tag des Sieges. Wir bekommen 1 Kilo Röhrennudeln und 1 Liter Sonnenblumenöl. Das ist ja eine Erniedrigung.

Ich habe gelesen, dass man in den anderen Ländern die Kriegsveteranen und Kriegsinvaliden achtet. Das ist aber in der zivilisierten Welt, nicht bei uns. Ich bin Kriegsinvalide der 1. Gruppe. Bis zum 1. September 2004 habe ich 229 Hriwna als Rente erhalten. Seither bekomme ich 360 Hriwna, das sind 52 Euro. Die Rente reicht nur für Brot und Nudeln. Ich muss aber auf Medikamentenkauf verzichten. Das ist für mich zu teuer.

Ich habe eine Ehefrau, eine Tochter (geb.1976) und eine Enkeltochter (geb.1996).

2001 habe ich von der Ukrainischen Nationalstiftung „Verständigung und Aussöhnung“ eine Benachrichtigung erhalten, mit der Bitte, zwecks Erledigung der Formalitäten für die Entschädigungsauszahlung die Stiftung zu besuchen. Meinem Antrag wurde aber nicht entsprochen. Als Begründung galt die Behauptung, dass die ehemaligen Kriegsgefangenen nicht zum Kreis der Anspruchsberechtigten gehören. Ich bitte Sie mir mitzuteilen, ob es der Wahrheit entspricht. Die Ukrainische Stiftung könnte lügen und die zustehende Entschädigung veruntreuen. Mein Zweifel bestätigt die Tatsache, dass in der BRD ein ukrainischer Beamter wegen Veruntreuung verhaftet

wurde.

Ich bin einfach entsetzt. In Berlin leben Leute, denen mein Schicksaal im Gegensatz zu der ukrainischen Macht nicht gleichgültig zu sein scheint. Vielen Dank für Ihre Achtung und Rücksicht, die Sie zeigen.

Ich bitte Gott um Ihr glückliches Leben und Ihre Gesundheit! Schreiben Sie mir bitte Briefe, ich warte darauf.

Hochachtungsvoll

N. P. Beljak

29. Januar 2005